Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **35 (1953)**

Heft 16

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterthur, 17. April 1953 | Erscheint jeden Freitag | 32. Jahrgang Nr. 16

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Die Erhöhung der Posttaxen

In der letzten Sommersession haben die eidgenössischen Räte den Entwurf zu einer Aenderung des Postverkehrsgesetzes angenommen. Dieser bringt eine Erhöhung der Posttaxen und die Abschaffung der Portofreiheit für die Behörden. Gegen diese Gesetzesänderung ist das Referendum ergriffen worden, so dass es im ersten Halbjahr 1953 zur Volksabstimmung kommen wird.

Eine Erhöhung der Brieftaxen von 5, beziehungsweise 10 Rappen, der Pakettaxen von 10 bis 50 Rappen und die Einführung einer Gebühr von 10 Rappen im Giroverkehr ist ein Vorhaben, von dem niemand begeistert ist. Was hat die eidgenössischen Räte bewogen, trotzdem diesem Gesetzesentwurf zuzustimmen?

Abgesehen von wenigen Ausnahmen sind trotz Teuerung die Posttaxen seit den zwanziger Jahren nicht erhöht worden. Die Kosten sind jedoch auch für die Post gestiegen: sie musste ihre Gehälter der Teuerung anpassen, und auch ihre sämtlichen Sachausgaben für Transporte, Material, Bauten, Anlagen usw. sind im Preise gestiegen. Einen Teil dieser Mehrkosten konnte zwar die Post durch weitere Rationalisierung ihres Betriebes auffangen. Trotzdem ist sie nach Kriegsende aus einem Ueberschuss- zu einem Defizitbetrieb geworden und muss auch in den nächsten Jahren mit weiteren Kostensteigerungen rechnen, obschon sie neue Sparmassnahmen, so den Verzicht auf die dritte Postaustragung in den grossen Städten, vorsieht. Wird nicht Abhilfe geschafft, so bleibt sie ein Defizitbetrieb.

Bisher hat die Schwester der Postverwaltung, die Telephon- und Telegraphenverwaltung, das Defizit getragen. Dank der Automatisierung und der starken Ausweitung des Telephonverkehrs hat diese Verwaltung steigende Ueberschüsse erzielt. Diese waren so gross, dass damit nicht nur das Defizit der Postverwaltung gedeckt, sondern auch wie in den Vorjahren beträchtliche Ablieferungen der PTT an die eidgenössische Staatskasse geleistet werden konnten. Die Sache hatte nur den einen Haken, dass die Telephonverwaltung damit nicht mehr in der Lage war, bei sich die nötigen Abschreibungen vorzunehmen oder, anders ausgedrückt, die nötigen Mittel für die Erneuerung ihrer komplizierten und umfangreichen Anlagen auf die Seite zu legen: die Unterstützung der Postverwaltung zehrte also am Mark der Telephon- und Telegraphenverwaltung.

Aus dieser Sachlage gibt es nur zwei Auswege:

1) entweder geht man von der Verfassungsbestimmung ab, dass die PTT Zuschüsse an die eidgenössische Staatskasse zu leisten hat. Dieser Ausfall müsste jedoch durch Erhöhung der eidgenössischen Steuern wettgemacht werden. Eine solche Erhöhung ist jedoch in den Volksabstimmungen bisher immer abgelehnt worden. Es bliebe nur noch das Mittel, Anleihen aufzunehmen mit der sicheren Wirkung, damit heute die allgemeine Teuerung zu verstärken;

2) oder aber man erhöht die Posttaxen und hebt die Portofreiheit für die Behörden auf. Dies ist der saubere Weg, den die eidgenössischen Behörden befürworten.

Gegen den Einwand, der Staat solle nicht selbst zur Teuerung beitragen, wenn er anderseits die Teuerung bekämpfen wolle, ist zu sagen, dass nach den Berechnungen des BIGA die vorgesehenen Massnahmen den Lebenshaltungskostenindex nur um 1 Promille erhöhen würden! Dies ist eine Erhöhung, die im gegenwärtigen Moment durch Preissenkungen auf andern Gebieten durchaus wieder wettgemacht wird. Endlich ist anzunehmen, dass der Bundesrat vorläufig von der ihm im neuen Gesetz übertragenen Kompetenz nur teilweise Gebrauch machen und die Taxen für Briefe noch nicht erhöhen wird, da vorläufig mit den übrigen Taxerhöhungen und der Aufhebung der Portofreiheit das Defizit der Post gedeckt, die nötigen Abschreibungen beim Telephon vorgenommen und die Zuschüsse an die Staatskasse geleistet werden könnten. Es scheint daher vernünftig, in der Beurteilung des neuen Postverkehrsgesetzes sich den eidgenössischen Räten, die alle Einzelheiten genau unter die Lupe genommen haben, anzuschliessen und die Erhöhung der Posttaxen als notwendiges Uebel hinzunehmen.

Dr. S. P.

Wir Frauen und das Posttaxengesetz

Kommendes Wochenende wird unser Männervolk über das neue Postverkehrsgesetz abzustimmen haben und damit einmal mehr in einer Frage entscheiden, die auch uns Frauen beschäftigt und angeht. Die Post sei ein «Verlustgeschäft», heisst es, weshalb man nicht mehr darum herumkomme, die Taxen hinaufzusetzen. Zwar soll uns Postbenützern die bittere Pille nicht auf einmal, sondern «homöopathisch dosiert» verabreicht werden. Gleich nach Annahme des Gesetzes würden die Taxen für Pakete und Wertsendungen erhöht, ebenso jene für Postanweisungen, Nachnahmen und den Postcheckverkehr. Die Briefposttaxen blieben sich vorläufig gleich. Doch könnte der Bundesrat sie hinaufsetzen, sobald die PTT der Staatskasse nicht mehr so viele überschüssige Millionen abzuliefern vermöchte, als von ihr erwartet wird. Und da unsere Bundeskasse ja nachgerade einem Fass ohne Boden gleicht, braucht man weder pessimistisch noch prophetisch veranlagt zu sein, um vorauszusehen, dass auch die Erhöhung der Briefposttaxen nicht lange auf sich warten lassen würde.

Geht es wirklich nicht ohne diesen Anschlag auf den Geldsäckel der Postbenützer? Wir glauben doch. Das «Sorgenkind Post» steht ja nicht allein da; es bildet mit der Telephon- und Telegraphenverwaltung ein florierendes Ganzes. Jahr für Jahr schliesst die PTT mit Millionenüberschüssen ab, die in die Staatskasse wandern. Die Verluste der Post werden mehr als ausgeglichen durch die Riesengewinne des Telephons. Was wir der Post zu wenig geben, zahlen wir als Telephonbenützer reichlich zurück. Die PTT und wir, die ihre Dienste beanspruchen, sind demnach quitt. Wollte man aber die Post durch Erhöhung der Taxen selbstragend machen (einzelne davon sind übrigens bereits hinaufgesetzt worden), müssten folgerichtigerweise die Telephontarife gesenkt werden. Doch will man das auch wieder nicht, im Gegenteil: hätte «das Murren des Volkes» die PTT nicht davon abgehalten, wären vor zwei Jahren sogar die verbilligten Nachttaxen abgeschafft worden.

Es ist bezeichnend, dass in der Propaganda für das Posttaxengesetz die populäre Gestalt des Briefträgers mithelfen muss, für eine unpopuläre Sache Stimmung zu machen. Flugblätter und Plakate zeigen uns den Pöstler, wie er freundlich lächelnd seine Briefe abgibt oder unter der Last zahlloser Päckli die Schweisstropfen treuer Pflichterfüllung vergiesst. Nun, mit der Wohlfahrt dieses braven Mannes, der verdientermassen unsere Sympathie geniesst, hat das neue Postverkehrsgesetz bekanntlich nichts zu tun. Mit oder ohne Taxerhöhung wird er nicht um sein gutes Auskommen bangen müssen, so wenig wie die übrigen Postbediensteten — dafür sorgt ja eine keineswegs knickerige neue Besoldungsordnung. Uns Postbenützern aber blüht mit der geplanten Taxerhöhung eine neue indirekte Steuer. Warum soll die PTT grössere Gewinne abwerfen als bisher? Um der Staatskasse noch mehr abliefern zu können — fünfzig Millionen genügen anscheinend nicht. Es ist eben schon so: je mehr man dem Fiskus gibt, desto hungriger zeigt er sich, desto grösser wird der Appetit auf Subventionen — und umso kleiner der Wille zum Sparen. Dieser Tage habe ich mir übrigens stauffacherinnenhaft die Verfassung zur Lektüre gewählt und mein Wissen dahingehend erweitert, dass die PTT nicht zuerst Fiskalquelle zu sein, sondern der Volkswirtschaft zu dienen habe. Das Erheben von massiven Taxaufschlägen — bei jährlichen Millionenüberschüssen — würde aber nicht eben «Dienst an der Wirtschaft» bedeuten.

Der Tribut, den wir als Telephonbenützer dem Staat entrichten, sollte genügen. Man besteuere uns nicht auch noch bei jedem Paket, das wir verschicken, bei jedem Postcheckeingang und über kurz oder lang bei jedem Brief, jeder Karte, jeder Drucksache, die wir der Post anvertrauen. Eine Erhöhung der Posttaxen würde aber nicht nur unser privates Portokässeli belasten. Sie träfe uns weit mehr noch deswegen, weil dem Handel dadurch Mehrkosten entstünden, die weitgehend auf den Konsumenten überwälzt würden. Dies gäbe der Teuerung erneut Auftrieb. Und davor bangt gerade uns Frauen. Trotzdem es den meisten von uns wahrhaftig nicht an Training im Sparen und Rechnen gebricht, halten wir ja schon heute unser Haushaltsbudget nur mit Mühe im Gleichgewicht. Dass ungerechtfertigte Preiserhöhungen vermieden werden, ist ein dringendes hausmütterliches Anliegen und eine oft gehörte landesväterliche Mahnung obendrein, die im Interesse des Landes und der Familie nicht überhört werden sollte. Gerade auch deshalb werde ich am kommenden Abstimmungssonntag in Gedanken ein Nein abgeben, das vielleicht sogar zählen wird. Dann nämlich, wenn es mir gelingen sollte, den Sinn meiner stimmberechtigten Ehehälfte entsprechend zu lenken, was ich mit sanfter Energie versuchen werde.

G. St.-M.

Der Kleine soll zahlen

El. St. Das neue Postgesetz gehört sicher nicht zu den erschütterndsten Vorlagen, die den Stimmberechtigten je vorgelegt worden sind. Immerhin ist allerhand Prinzipielles dazu zu sagen, da es wie die berüchtigte Ausgleichsteuer sich in seinen Auswirkungen in erster Linie am Konsumenten, diesem armen Prügelknaben unserer hohen Politik, auswirken wird.

Neben den vorliegenden beiden Stellungnahmen können wir uns kurz fassen. Der einzige positive Posten im Gesetz ist die schon lange fällige, aus unbegreiflichen Gründen nie gewagte Abschaffung einer Millionen kostenden Portofreiheit, die allmählich an Begünstigten ins Grenzenlose gegangen ist.

Die Frage nach der Verfassungsmässigkeit der Vorlage kann je nach Zugrundelegung des deutschen, französischen oder italienischen Textes der B. V. so oder so beantwortet werden. Sicher dagegen ist, dass bis jetzt die PTT. als ein Ganzes betrachtet und behandelt worden ist und es nicht allen Eidgenossen einleuchtet, warum die Post nun als defizitäres Glied dieser Dreieinigkeit herausgerissen werden muss, zum Zweck, dem Volk eine indirekte Steuer mehr an den Hals zu hängen. In diesem Falle wäre es dann nämlich logisch, die — den enormen Gewinnen des Telephons nach zu schliessen — übersetzten Telephontaxen im gleichen Finanzprozess herabzusetzen!! Aber davon hört man nichts, trotzdem das Telephon trotz riesiger — für die Privatwirtschaft niemals geduldeter — Abschreibungen dem Bund von Jahr zu Jahr grössere Gewinne abliefern kann. Laut statistischem Jahrbuch beliefen sich die Einnahmen-Ueberschüsse der Telephonverwaltung 1951 nicht auf «nur» 58 Millionen, sondern auf deren 82, und sollen für 1952 noch höher zu liegen kommen.

Zu den im Gesetz vorgesehenen Taxen auf den bisher taxfreien Postcheck-Leistungen dürfte doch auch einmal darauf hingewiesen werden, dass die bei der Post einbezahlten und dort liegenden Gelder immerhin ständig eine Summe von einer Milliarde und einigen Millionen ausmachen, deren Zinserträgnisse restlos der Post zufallen, nachdem die zu Beginn des Postcheckwesens kleine Verzinsung an den Checkinhaber längstens sistiert worden ist, und für den laufenden Verkehr doch kleine Spesen verrechnet werden. Es ist also unrichtig, die Sache so darzustellen, als hätte die Post aus dem Checkverkehr nur Unkosten, indem man die Zinserträgnisse der ihr anvertrauten Gelder einfach totschweigt.

Als stossend wurde empfunden, dass durch den Radio Reklame für «die eigene Sache» gemacht wurde, wie auch die grosse Postversammlung im Nationalratssaal unkorrekt gewirkt hat.

Was nun aber die prinzipiellen Gegner und Initianten der Initiative zu ihrer Stellungnahme geführt hat, sind wohl folgende Ueberlegungen und Gründe:

Erstens tritt es in den ganzen Finanzdebatten immer deutlicher zutage, dass Grossindustrie, Grosshandel und alle finanzkräftigen Unternehmen und Kreise sich mit Händen und Füssen gegen eine progressive Erhöhung der Wehrsteuer wehren, und unsere Parlamente, die mehrheitlich aus Vertretern dieser Interessenkreise zusammengesetzt sind, wie bei der Ausgleichsteuer leider nur zu leicht bereit

---

Nachdruck verboten.

Die Mühle im Tal 5

Aus dem Leben einer Familie im Fricktal
von Elmina Stöckli-Erny

8. Kapitel

Das Witwenhaus

Die nächsten Tage waren nicht minder bewegt als die vorhergegangenen. Die Müllerin traf, wenn auch mit schmerzerfüllter Seele, doch äusserlich ruhig und gefasst ihre Anstalten zur Uebersiedlung in ihr Witwenhaus, welches der selige Müller, wie in Vorausahnung von dessen baldigem Gebrauch, erst vor wenigen Monaten hatte in Stand setzen lassen, nachdem dessen bisherige Bewohnerin, eine ehemalige alte Magd aus der Mühle, mit Tod abgegangen war. Alle Kinder, auch die zu diesem Anlass heimgekommenen, Hans und Seppli, wetteiferten miteinander, der Mutter jede Mühe abzunehmen und bald war all der durch langen Gebrauch und Erinnerung an glückliche Zeiten lieb und ehrwürdig gewordene Hausrat in dem traulichen, weiss getünkten Stübchen, der kleinen Küche und den übrigen Gelassen des Häuschens untergebracht. Der Mutter Lieblingsblumen, Nelken und Rosen prangten in saubern Töpfen vor den blitzblanken, kleinen Fenstern mit den blütenweissen Vorhängen; neben dem grossen Himmelbett stand der alte, lederbezogene Lehnstuhl, in dem schon des Müllers Urgrossmutter gesessen. Besonders Domini liess es sich angelegen sein, alles so einzurichten, dass so viel wie möglich, die Mutter sich in gewohnter Umgebung befinde und nichts, was ihr lieb gewesen, vermissen müsse. Im kleinen saubern Stall standen zwei weisse Ziegen mit strotzenden Eutern die täglich mit frischem Futter von der nahen Wiese zu versorgen, Kilian sich nicht nehmen liess. Auf dem kleinen Umgelände stolzierten ein halbes Dutzend prächtige Hühner umher, kommen gackernd auf den Ruf ihrer jungen Pflegerinnen, der beiden Töchter herbei und liessen sich nach reiflicher Fütterung in das von Benedikt gezimmerte Hühnerhaus sperren.

Das wohlgepflegte Gärtchen am Hause lieferte den täglichen Bedarf an Gemüsen, der vorbeiliessende Bach liess das altvertraute heimische Rauschen nicht vermissen und der kleine Röhrenbrunnen vor der Haustür, von einem reichtragenden Apfelbaum mit breiter Krone überschattet, spendete mit seinem köstlichen Strahl das Wasser für die Bedürfnisse des kleinen Hauses. — Es war ein Heim wie geschaffen für die ruhige Beschaulichkeit eines Weisen, und obschon die schlichte, tätige Frau für den Reiz eines philosophischen Stillebens keinen Sinn besass so übte doch der stille Friede ihres nunmehrigen Heims einen beruhigenden, schmerzstillenden Einfluss auf ihr wundes Gemüt aus, das trotz allem Weh seine Empfänglichkeit für den gewissermassen poetischen Zauber ihrer stillen Zufluchtsstätte nicht eingebüsst hatte.

Als nach vollendetem Umzug die Mutter zum ersten Mal ruhig in ihrem freundlichen Stübchen sass, von dessen Wand des heimgegangenen Gatten und ihr eigenes Bild, in Oel gemalt, in die neue Umgebung herabschauten, ihre Kinder sich um sie scharten und sieben helle Augenpaare voll inniger Liebe an ihrem Gesichte hingen, da quollen neben der Wehmut um den Heimgegangenen und das verlorene Glück doch inniger Dank gegen Gott im Herzen auf, Dank für den stillen Frieden dieser Stätte und all die Liebe, die ihr ihre Kinder entgegenbrachten. Diese Pfänder ihrer Liebe, welche gesund an Leib und Seele, doch noch eine gesegnete Zukunft erhoffen liessen. Hans und Seppli berichteten ihre kleinen Erlebnisse in der neuen Heimat, wo sie bis jetzt nur Gutes erfahren, da nach der ernsten Zucht des Elternhauses das Gehorchen keinem schwer fiel und freundliche Gefälligkeit und guter Wille den beiden Jungen schon Freunde erworben hatten. Benedikt hatte vom Obervogt ebenfalls gute Nachricht gebracht, der alte Herr hatte mit lebhafter Befriedigung die Einwilligung der Mutter zu seinem Vorschlage entgegengenommen, den Jüngling genau mit seiner Stellung bei seinem zukünftigen Herrn und seinen Obliegenheiten bekannt gemacht, ihm auch einen so anständigen Entgelt für seine Dienste angeboten und bereits für gute Reisegelegenheit und Gesellschaft nach Wien gesorgt, dass man es nicht besser wünschen konnte.

Urban war ebenfalls zufrieden, dass er im Vaterhause seine Lehrzeit beenden und der Mutter nahe bleiben konnte. Er war froh, an Kilian seinen stets dienstbereiten Helfer und Berater zu haben. Die beiden Mädchen hatten bereits die Geschäfte des Haushalts unter sich geteilt und freuten sich jedes seines bestimmten Wirkungskreises. Endlich der Liebling aller, Domini, suchte jedem noch so viel Liebe als möglich zu erweisen und freute sich mit jedem über das was ihm am meisten am Herzen lag. Segnend legte die Mutter ihre Hände auf die blonden Häupter und nahm mit tiefer Bewegung die Gelöbnisse der Geliebten entgegen, die dem Namen des Vaters und ihr Freude zu machen versprachen

Der schmerzlichsten Abschied brachten ihr die nächsten Tage, als Benedikt, wohl ausgerüstet, sich zur Abreise anschickte und Vetter Friedli, der ihn eine Strecke Wegs begleiten wollte, auch Domini mit in seine Heimat nahm.

Schluchzend hing der Kleine an der Mutter Hals, alles Weh seines jungen Lebens drängte sich in diesem schmerzvollen Augenblick zusammen und sie hielt den Liebling umfasst, schaute in das Gesicht, aus dem des Vaters Züge so lieb und vertraut sie grüssten, und es war ihr, als bräche ihr Herz noch einmal um des Geliebten Verlust; aber um des Kindes willen drängte sie den mächtig aufquellenden Trennungsschmerz zurück und ermahnte den Knaben, brav dem Vetter gehorsam zu sein. Sie wandte sich zu dem stumm dastehenden Benedikt und ihn bei der Hand nehmend, schaute sie ihm liebevoll ins Auge und bat ihn, öfters zu schreiben und ihr alle seine äussern und innern Erlebnisse mitzuteilen, was er gerne versprach und dankbar nochmals des lieben Vaters gedachte, der so sehr darauf gehalten, dass jedes seiner Kinder sich die nötigen Schulkenntnisse aneigne, welche ihn jetzt in den Stand setzten, die liebe Mutter brieflich von all seinem Ergehen teilnehmen lassen zu können. Endlich schieden sie. Die Habseligkeiten der beiden Scheidenden nahm Vetter Friedli auf seinem Fuhrwerk mit, das vor dem Hause stand, mit des seligen Müllers Schimmel bespannt, den der Vetter, Domini zu lieb, gekauft hatte. Zum letzten Mal reichte die Mutter den Lieben die Hände, dankte dem Vetter für seine Treue und Sorge und fort gings, das Tal hinunter, von sehnenden Blicken gefolgt, von wehenden Tüchern gegrüsst, bis endlich die letzte Biegung des Weges sie den Nachschauenden entzog.

Schmerzliche Tage voll aufreibender innerer Kämpfe folgten nun. Von jeher an ein tätiges Eingreifen in ein grösseres Hauswesen und Geschäft, an lebhaften Personenverkehr gewöhnt, fiel es der einsamen Frau unendlich schwer, sich in die andauernde Stille und verhältnismässig tatenlose Ruhe ihres Witwensitzes zu finden. Mit Vorbedacht und weiser Absicht liess sie die beiden Mädchen sich in die Sorgen und Geschäfte des kleinen Haushalts teilen, wohl wissend, dass die Jugend Bewegung und Uebung ihrer Kräfte braucht, wenn sie nicht in zwecklosem Dasein verkümmern soll. Allein dadurch

Wir Menschen sind alle Brüder

Gespräche, im Tram aufgefangen:

Frau A: «Warum fährt man auch nicht ab? Ich habe keine übrige Zeit.» Frau B: «Ja, sie müssen noch auf einen warten, der einsteigen will.» Frau A: «Der könnte aber wirklich auch pressieren.» Frau B: «Ich glaube, der kann nicht schneller gehen, er hat ja einen Stock und hinkt stark.» Frau A: «Ja, wenn einer schon nicht recht gehen kann, dann soll er halt auch nicht um 6 Uhr in den grössten Verkehr, wo er ein öffentliches Hindernis ist.» — —

Eine Mutter zu ihrem Kind: «Vreneli, komm zu mir, du musst nicht neben das Maiteli dort am Fenster sitzen.» Vreneli: «Warum?» «Weisst du, das ist nicht gut, das ist ein merkwürdiges Kind, es ist besser, wenn du nicht zu nahe gehst. Man sieht es ihm an, es ist sicher ein Idiötli.» Vreneli. «Was ist das?» «Komm schau es nicht mehr an.» Vreneli: «Isch es es böses?» — Die Mutter zieht Vreneli in die entfernteste Wagenecke und versucht das Kind auf andere Gedanken zu bringen.

Mitmenschen sind sie alle, Brüder, auch die körperlich und geistig Behinderten. Sie brauchen das Verständnis, oft auch die Unterstützung der Gesunden, denn Infirme und Gesunde sind einander verpflichtet. Pro Infirmis vermittelt den bedürftigen Gebrechlichen alle Spenden des Schweizervolkes, um sie zu befähigen, ihrerseits als aktive, wertvolle Glieder am Volksganzen mitzutragen.

Kartenspende Pro Infirmis PC VIII 21 595.

---

sind, die Lasten auf das Volk, die wehrlose Masse der Konsumenten abzuladen.

Gewiss, man kann sagen, dass die Belastung des einzelnen im Volk, des Privaten, durch eine Erhöhung gewisser Posttaxen nicht untragbar sei — «und man könnte so öppis für das Vaterland, das teure tun!!» —. Aber im Prinzip ist die Sache falsch, weil der Bundeshaushalt gegenüber den ständig steigenden Forderungen an den Steuerzahler — und zwar auch den kleinen, mit direkten und indirekten Steuern — selbst noch nirgends überzeugende Beweise seines eigenen Sparwillens gegeben hat. Solange es überall heisst: «Der Bund zahlt schon», wird eben der Sparwille bei den ausführenden Instanzen auch nicht gefördert.

Ausserdem macht es sich sehr schlecht, dass, entgegen seinen Anweisungen an Handel und Wirtschaft, der Bundesrat nun selber als erster an die Erhöhung eines Artikels des täglichen Bedarfs geht, statt selber auch bei der Post mit sicher gut möglichen Einsparungen zu beginnen, wie zum Beispiel auch mit der Einsparung der Mittagsvertragung in grossen Städten, der niemand nachweinen und deren Ausfall in vielen Familien die Gemütlichkeit erhöhen würde, wenn beim Herrn Papa die Lektüre der Mittagsblätter nicht über alles andere gehen würde.

Der zweite Schönheitsfehler ist die Formulierung, dass der Bundesrat mit Parlament beim Bedarfsfall auch die Brieftaxen erhöhen könne. Der Bedarfsfall wird sehr bald und mit grösster Leichtigkeit in aller Rechtsordnung bei der Post einfach durch vermehrte Abschreibungen geschaffen werden können. Diese Blankokredite an die Kompetenzen des Bundesrates sollten nun einmal aus unseren Abstimmungsvorlagen — als kriegsund notrechtlich bedingte Auswüchse — verschwinden. Das Volk liebt diese Hintertürlein nicht, und überall schmuggelt man sie ein.

Man darf wohl noch darauf hinweisen, dass es für ein kriegsverschontes Volk, nach jahrelang andauernder höchster wirtschaftlicher Konjunktur nicht gerade erfreulich ist, konstatieren zu müssen, dass es dank seiner eigenen übertriebenen Ansprüche und dank der Grosszügigkeit, mit der im Staatshaushalt mit seinen Steuergeldern in Millionenzahlen umgegangen wird, heute vor einer noch nie dagewesenen Staatsschuld steht.

Zum Schluss sei noch deutlich betont, dass die Gegnerschaft gegen das Gesetz rein — aber auch rein gar nichts zu tun hat mit einem Mangel an Anerkennung für die Dienste und die grosse Zuverlässigkeit unserer Post und dem freundlichen Verhältnis, das sicher jeder einzelne zu seinem «Pöstler» hat, der ihm jahraus und jahrein die Verbindung mit der Ferne vermittelt.

Rachel Yanait Ben Zvi

Von der Hütte ins Schloss — so könnte man den Weg bezeichnen, den Rachel Yanait, Gattin des zweiten Präsidenten des Staates Israel, wenn auch unfreiwillig, zurückgelegt hat. Unfreiwillig, weil es dieser rastlos für ihr Land tätigen Frau nie gelegen hat, Repräsentation, gesellschaftliches Leben, als erstrebenswertes Ziel zu betrachten.

Vor vielen Jahren traf eine Engländerin in einer Lehrfarm eine Frau, barfuss, mit silbergrauem Haar, die gerade einen Acker jätete. Einige Jahre später begegneten sich die beiden Frauen wieder während der Krönungsfeierlichkeiten des englischen Königs in London. Die englische Lady traute ihren Augen nicht: «Sind Sie es wirklich??» — «Ja, ich bin es», antwortete damals Rachel Yanait, die Frau des Vorsitzenden der Jüdischen Verwaltung in Palästina und jetzigen Präsidenten Israels.

Zuerst Arbeit in der Verwaltung, nachher in der Landwirtschaft, dies waren die ersten Tätigkeitsgebiete dieser Frau. Sie liebte Jerusalem und verbrachte fast ihr ganzes Leben in dieser Stadt seit ihrer Einwanderung vor 44 Jahren. Bald nachher half sie, die zweite Mittelschule in Jerusalem zu errichten. Ihr späterer Gatte, Ben Zvi, lehrte Bibel und Geschichte, sie selbst lehrte Geschichte und führte ihre Schüler zum Unterricht meistens auf die Mauern der alten Stadt. Mit Ben Gurion, Ben Zvi und andern gab sie eine Wochenschrift heraus, war an der Begründung der Histadrut — der Gewerkschaft in Israel — sowie deren Frauenorganisation massgeblich beteiligt, und da sie schon früh die Wichtigkeit der Landarbeit erkannt hatte, ging sie im Jahre 1911 auf eine landwirtschaftliche Schule nach Nancy und kehrte mit dem Grad eines Ingenieur Agronomen zurück. Der Ausbruch des Weltkrieges 1914—1918 zwang sie, ihren Wunsch nach Ansiedlung ein weiteres Mal zurückzustellen. Sie blieb im Lande, half mit bei der Erhaltung der bestehenden Siedlungen, war im Rat der ersten jüdischen Brigade und konnte endlich, als 1918 der Krieg zu Ende war, ihren langgehegten Wunsch verwirklichen. Sie begann mit einer Baumschule in Jerusalem, ohne praktische Erfahrung, ohne Wasser, sie ging auf eine Lehrfarm der Arbeiterinnenorganisation, und während all dieser Jahre war sie aktiv bei der Verteidigung des «Jischuw» (der jüdischen Siedler) tätig. Auch im letzten Krieg vor der Staatsgründung war sie mit 70 Knaben und Mädchen aus Rumänien und Irak in einer Farm abgeschlossen. Die Kinder erstellten Gräben und befestigten die Farm, und es gelang ihr, sie im August 1948 ohne Verluste nach Talpioth hinüberzuretten. An ihre Holzhütte in Jerusalem, wo sie viele glückliche Jahre verbracht hat, denkt sie heute noch mit Wehmut. Als an dieser Stelle ein Wohnhaus gebaut wurde, nahmen die Ben Zvis dort eine kleine Wohnung, aber Rachel hat heute noch Sehnsucht nach dem Geruch von Erde und Boden rund um die Hütte. Ihr ältester Sohn besuchte eine landwirtschaftliche Schule, meldete sich als Sechzehnjähriger freiwillig zur palästinensischen Polizei und kurz danach zur Armee. Wie durch ein Wunder kam er mit dem Leben davon, als ein Schiff mit 140 Mann an Bord unterging. Elie, der jüngere, fiel wenige Tage vor seiner Hochzeit im Befreiungskrieg.

Von der Hütte ins Schloss — Rachel Ben Zvi würde am liebsten sofort nach den offiziellen Zeremonien in ihr Kinderdorf in Eyn Karem, in ihre Lehrfarm, in einen Kibbutz gehen. Sie fühlt sich am wohlsten unter ihren Schützlingen, unter Kindern, welcher durch die Jugend-Alijah (Organisation für Kindereinwanderung nach Israel) ins Land gebracht wurden, und es wird kaum ein Kinderdorf, eine Siedlung oder ein Heim in Israel zu finden sein, wo man nicht «Enkelkinder von Rachel Yanait», Kinder, welchen sie ihre mütterliche Fürsorge einmal angedeihen liess, antreffen kann.

(Nach einem Bericht aus «Hamaariv»)

Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.

ZÜRICH Unfall

Das Fazit

Einige Hinweise auf den Erfolg der Kuhfleischverbilligung geben die Zahlen über die Schlachtungen während des Jahres 1952 in 43 Städten, die im Januarheft der «Volkswirtschaft» veröffentlicht wurden. Es geht daraus hervor, dass der Fleischertrag der innerhalb der 43 erfassten Städte während des ganzen Jahres geschlachteten Kühe um 3870 t grösser war als im Vorjahr. Erfahrungsgemäss kann angenommen werden, dass der Fleischertrag aller durch die Fleischschau erfassten Kuhschlachtungen etwa doppelt so hoch sein wird, also ungefähr 7700 t. Hiervon sind 3500 t abzuziehen, die eingefroren und an Lager gelegt und 550 t, die zusätzlich zu Armeekonserven und Corned Beef verarbeitet wurden, so dass sich ein tatsächlicher Mehrertrag an Kuhfleisch von 3650 t ergibt. Diesem steht ein Minderverbrauch von Ochsen- und Rindfleisch gegenüber, der sich allein schon in den 43 Städten auf 2600 t beläuft und in der ganzen Schweiz noch höher sein wird, so dass sich der Gesamtverbrauch an Fleisch von Grossvieh nur unwesentlich verändert hat.

Gesamthaft betrachtet endete die Kuhfleischaktion in dem Sinne mit einem Misserfolg, dass durch die Verbilligung eine erhebliche und vor allem eine dauernde Verbrauchssteigerung nicht erzielt wurde. Die Preissenkung bot den Konsumenten nicht genügend Anreiz, um mit einer weniger geschätzten Qualität vorlieb zu nehmen. Daraus den Schluss zu ziehen, eine Verbilligung der Fleischpreise hätte überhaupt keine Verbrauchssteigerung zur Folge, wäre allerdings nicht richtig. (Allerdings! Die Red.) Das Experiment beim Kuhfleisch zeigte jedoch deutlich, dass unsere Hausfrauen, und vermutlich in vermehrtem Masse die Hausherren, nicht gewillt sind, vom Verbrauch der besseren Sorten abzugehen und auf ein sehr gutes Stück Fleisch zu verzichten. Vermutlich würde eine namhafte Verbilligung der ersten Qualitäten bessere Erfolge zeitigen. I. F.

Vermittlerin zwischen Europäern und Eingeborenen

das war Frau Jane Vialle, ehemalige Senatorin von Ubanghi-Chari, die im Februar einem Flugunglück zum Opfer fiel. Tochter einer Weissen und eines Eingeborenen war sie wie geschaffen dazu, Verständnis und Einigung zwischen den Rassen in Französisch-Aequatorial-Afrika zu schaffen. Ihr Tod unterbricht eine fruchtbare Tätigkeit, die 1945 durch ihre Wahl in den Senat der Republik noch mehr gefördert worden war.

Um die Frauen der beiden Kontinente einander zu nähern, appellierte sie an die Mutterliebe, an das Gefühl der Solidarität, das alle Mütter verbindet, welche auch ihre Hautfarbe sei. Sie hatte den Frauenverband der Französischen Union gegründet, der dem Weltbund für gleiche Rechte und gleiche Verantwortung angeschlossen ist; seit 1949 war sie Vorstandsmitglied dieser internationalen Organisation. Jane Vialle suchte die Beziehungen zu den Französinnen, die nach Aequatorial-Afrika zogen, zu fördern, sie machte sie aufmerksam auf den guten oder schlechten Einfluss, den sie auf die Eingeborenen ausüben können. Die schwarzen Frauen, unbelesen, unwissend, sind gute Beobachterinnen und den verschiedensten Einflüssen leicht zugänglich; sie ahmen die Europäerinnen nach. Darum sollten jene nicht vergessen, dass sie die Erzieherinnen der Eingeborenen sind. Mme Vialle und ihre Mitarbeiterinnen bemühten sich um Schulung und Erziehung der jungen Mädchen, um Verbesserung der Hygiene, der Säuglingspflege, sie haben Lepra, Malaria und Schlafkrankheit bekämpft und die Wohnverhältnisse in den Dörfern gehoben. Als Delegierte einer Kommission der Uno, die sich mit der Sklaverei beschäftigt. hatte sie in verschiedenen Teilen Afrikas eine unerbittliche Umfrage darüber durchgeführt, und auf sichtbare Schäden hingewiesen. Diesen Frühling hätte sie in der Schweiz mehrere Vorträge abhalten sollen. F. S.

Politisches und anderes

37. Schweizer Mustermesse in Basel

Am vergangenen Samstag hat die Mustermesse in Basel zum 37. Male ihre Tore geöffnet. Am Eröffnungstag wurden im Auslandsdienst 943 Gäste aus 37 Ländern empfangen. An den Kassenschaltern wurden 18 790 Karten ausgegeben.

Der neue Generalsekretär der Uno

Das Plenum der Generalversammlung der Vereinigten Nationen wählte den schwedischen Staatsminister Dag Hammarskjöld als Nachfolger von Trygve Lie zum Generalsekretär der Uno. Der neue Uno-Generalsekretär wurde vergangenen Freitag in einer feierlichen Zeremonie in sein Amt eingesetzt.

Abkommen über den Gefangenenaustausch in Panmunjom unterzeichnet

Die Vertreter des Uno-Kommandos und der kommunistischen Streitkräfte in Korea haben Samstagmorgen in Panmunjom das Abkommen über den Austausch von kranken und verwundeten Kriegsgefangenen unterzeichnet. Der Austausch soll am 20. April beginnen. Beim Austausch sind auch schweizerische Aerzte tätig.

Baldige Wiederaufnahme der Waffenstillstandsverhandlungen in Korea

Nach der Einigung über den Austausch Kranker und Verwundeter sollen bald auch wieder die Waffenstillstandsverhandlungen aufgenommen werden.

Abschluss der amerikanisch-deutschen Besprechungen in Washington

Ueber die Besprechungen zwischen der amerikanischen Regierung und einer von Bundeskanzler Adenauer geleiteten deutschen Delegation wurde ein gemeinsames Communiqué veröffentlicht. Danach hat die Regierung der Vereinigten Staaten u. a. versprochen, der europäischen Verteidigungsgemeinschaft militärische Ausrüstung zu liefern, damit nach der Ratifikation des Vertrages die deutschen Kontingente versorgt werden können. Ferner wurde die neue sowjetische Regierung aufgefordert, ihren guten Willen durch Zulassung wirklich freier Wahlen in dem von den Sowjets besetzten Ostdeutschland und durch Rückgabe der in sowjetischen Händen befindlichen deutschen Deportierten und Kriegsgefangenen zu beweisen.

Thorez in Frankreich

Maurice Thorez, der seit November 1950 in der Sowjetunion weilte, ist nach Paris zurückgekehrt. Nur wenige seiner engsten Freunde und Parteigänger wissen, wo er sich in zur Zeit in Frankreich aufhält.

Ankunft Bohlens in Moskau

Der neuernannte amerikanische Botschafter in der Sowjetunion, Charles E. Bohlen, ist in Moskau eingetroffen. Es verlautet, dass Bohlen einen amerikanischen Vorschlag für einen weit über die koreanische Frage hinausreichenden Friedensplan mitgebracht habe.

Die neue kommunistische Offensive in Indochina

Während neue Waffenstillstandsverhandlungen für Korea eingeleitet werden sollen, haben die kommunistischen Kräfte in Indochina eine neue Offensive begonnen und den Krieg in die bisher verschonte Provinz Laos getragen.

Eisenhower gegen den Isolationismus

Präsident Eisenhower sprach am vergangenen Sonntag vor dem Rat der Panamerikanischen Union über die Probleme der westlichen Hemisphäre. Er wies dabei die Idee eines Isolationismus der neuen Welt, wie er von einigen republikanischen Politikern befürwortet wird, ab.

Die schweizerische Buchproduktion

Wie von einer vom Sekretariat des Schweiz. Buchhändler- und Verlegervereins veröffentlichten Zusammenstellung zu entnehmen ist, hat die schweizerische Buchproduktion im Jahre 1952 gegenüber dem Vorjahr eine Einbusse von ungefähr 10 Prozent erlitten. (3345 Titel im Jahr 1952 gegenüber 36 000 Titeln im Jahr 1951.) Der Rückgang bezieht sich aber vor allem auf die ausserhalb des Buchhandels erscheinenden Publikationen. Die Produktion der im Buchhandel erscheinenden Titel ist nahezu unverändert geblieben. Der Export des Schweizer Buches ist gegenüber 1951 um 34 Prozent gestiegen. *cw*

BAHNHOFBUFFET Inh. Romana Boos Zürich

---

litt sie um so schwerer, da ihr selber alles mangelte, was bisher ihr Leben ausgefüllt. Es gab Stunden, wo sie bitter bereute, dem Rat Vetter Friedlis gefolgt und in den Verkauf der Mühle eingewilligt zu haben; Stunden, während denen ihr der schwere Kampf um die Existenz reizvoller erschien, als der ruhige Frieden, den sie nun genoss.

Die gute Frau war noch viel zu jugendkräftig und zu wenig an energieloses Hindämmern gewöhnt, um sich nun nicht ohne Halt und Zweck und tief unglücklich zu fühlen. Immerhin wehrte sich ihre federkräftige Natur gegen diesen ungesunden Zustand und suchte durch rege Tätigkeit aller Art die finstern Geister zu bannen. Auch taten ihre Kinder das Mögliche, um sie zu trösten und ihr über den schweren Anfang hinweg zu helfen. Allabendlich erschien Urban bei ihr und unterhielt sie mit seinen Erzählungen über sein gegenwärtiges Leben und Treiben, welche sie, wie alles, was mit der geliebten Mühle zusammenhing, lebhaft interessierten. Als der Jüngling sah, wie tief die Mutter unter ihrem, im Vergleich zu früher tatenlosen Leben litt, brachte er ihr den kräftigsten Trost, den es für sie geben konnte. Er verwies sie auf die nicht zu ferne Zeit, wo er, völlig erwachsen und Meister seines Berufes, bald im Stande sein werde, ihr ein Heim zu bieten, wo sie wieder rüstig und froh, ihres Amtes als Meisterin walten werde und wo dann auch Aussicht vorhanden sei, dass auch die meisten ihrer Kinder wieder am eigenen Herde Brot und Arbeit finden werden. An diesem Gedanken hielt denn die gute Mutter fest, spann ihn weiter und weiter aus, und ihre lieblichen Phantasiegebilde täuschten sie glücklich zeitweise über die trostlose Gegenwart hinweg.

Nach und nach vermochte sie es wieder, die Mühle zu besuchen, welche sie lange gemieden. Ihr Kommen wurde dort jedesmal wie ein Fest gefeiert. Die alte Mutter des jungen Besitzers, die ihm hierher gefolgt, um die noch mangelnde Hausfrau zu ersetzen, empfing ihre Vorgängerin im Regiment mit lebhafter Freude, und die beiden Frauen wurden niemals müde, ihr Lieblingsthema, ihre Kinder und ihr Hauswesen zu besprechen, wobei eine der andern Vorzüge neidlos anerkannte und pries. So bildete sich ein freundnachbarliches Verhältnis heraus, das besonders auf das Gemüt der jüngeren Frau einen günstigen Einfluss ausübte und ihr behilflich war, ihr Witwenleid und den Schmerz über die Trennung von ihren Söhnen leichter zu ertragen. Ihr religiöser Starkmut half ihr ebenfalls, nach und nach ihr Geschick mit Ergebung tragen zu können.

Selten ging während der bessern Jahreszeit ein Sonntag vorüber, wo nicht die drei jüngeren Söhne sich mit Urban und den beiden Mädchen um den Tisch im Witwenhäuschen scharten, und da war es gewöhnlich Domini, welcher die vom Herrn Obervogt eingeholten Nachrichten brachte über Benedikt und damit laute Freude bereitete. Mit geheimnisvollem Lächeln und leuchtenden Augen praktizierte der kleine Mann Benedikts ersten Brief zwischen die Blätter von Mutters Gebetbuch; das auf ihrem Platz am Fenster lag, und als er es durch allerlei kleine Manöver soweit gebracht, dass sie denselben entdeckte, hatte er bald die ganze Familie um der Mutter Sitz versammelt und las auf ihr Geheiss seinem gespannt aufhorchenden Auditorium den Inhalt des ziemlich umfangreichen Schreibens vor.

Benedikt war mit seiner Reisegesellschaft glücklich in Wien angelangt, von seinem jungen Herrn als der Ueberbringer guter Dinge von daheim freundlich empfangen und sogleich in seinen Dienst eingeführt worden. Gewandt und anstellig, wie er war, hatte er sich bald in seine Aufgabe eingelebt und es seinem Gebieter bald so heimatlich und behaglich zu machen gewusst, dass dieser in seinen Briefen an den Vater alles Lobes voll war. Letzteres wusste allerdings Benedikt nicht, sondern Domini hatte es im Auftrage des Obervogts der Mutter berichtet.

Mit grosser Beruhigung sah die Mutter, dass für Benedikt in seiner Gewissenhaftigkeit und für seinen Herrn besorgten Treue, seinem reinen Sinn und angeborenen und durch die Erziehung befestigten Rechtschaffenheit nichts zu befürchten war und er von den Gefahren des Kasernenlebens in der grossen Kaiserstadt unberührt blieb, weil er sich nur um seinen Dienst bekümmerte und ausserdem mit allen Fasern seines Wesens an der Heimat und den Seinen hing.

Mit wehmütiger Freude beobachtete sie die geschwisterliche Eintracht und herzliche Liebe ihrer Kinder untereinander, hörte, wie sie Pläne für die Zukunft machten, in denen die Person der Mutter immer der Mittelpunkt und der Angel war, um den sich alles drehte.

Immer mehr und besser erkannte sie das viele Gute, das ihr noch geblieben und begann nach und nach hoffnungsfroher der Zukunft entgegenzusehen.

Während einiger friedlicher Jahre, die nun folgten, gelang es ihr endlich, den lauten Schmerz in ihrer Brust niederzukämpfen und sich dankbar dessen wieder zu freuen, was ihr noch geblieben war.

9. Kapitel

Die Rekruten

Unterdessen hatten die Weltereignisse ihren Gang verfolgt. Die Franzosen hatten ihr Königtum zertrümmert, der König für die Sünden seiner Väter unter der Guillotine gebüsst, seine schöne Gemahlin war ihm gefolgt, nachdem sie ein Martyrium ohnegleichen in der Geschichte der Königinnen, erlitten Wie mit ehernen Tritten hatte das entfesselte Volk das verhasste Geschlecht Papets, so weit es ihm erreichbar, zermalmt und diejenigen, welche weit tiefer im Schuldbuche der Nation standen, als der schwache König, schürten in der Freude den Zorn der Fürsten über das unglückliche Frankreich, um mit fremder Hilfe über den Scherben der Revolution wieder einen Thron aufrichten zu können.

Durch den Bund des vereinigten England, Oesterreich und Russland sollte das revolutionäre Frankreich bekämpft werden. Allein schnell gerüstet sandte die junge Republik drei Heere, um ins Herz der österreichischen Monarchie einzudringen. Vom Niederrhein kam die Maasarmee unter Jourdan, vom Oberrhein rückte die Rheinarmee unter Moreau heran, und nachdem am 30. März 1796 der junge, kühne Bonaparte Obergeneral der italienischen Armee geworden, schlug derselbe schon am 11. April die Oesterreicher bei Montenotte. Schlacht folgte auf Schlacht, auf allen Flanken wurden die Oesterreicher in Italien und die ihnen verbündeten Sardinier geschlagen und der Feldzug in Italien war für die Franzosen ein fortgesetzter Siegeslauf, für die Oesterreicher eine andauernde Niederlage. Da durch die gewaltigen Schlachten die kaiserlichen Scharen stark gelichtet wurden, wurde durchs ganze Reich die junge Mannschaft ausgehoben.

Auch in die stillen Täler der österreichischen Vorlande drang der Wellenschlag der Weltereignisse, machte Hoffnungen zu nichte und fegte Zukunftspläne weg. Schon einige Jahre früher war Urban zur Ziehung einberufen worden, hatte aber ein glückliches Los gezogen und gelassen, wie er gegangen, war er heimgekehrt, hatte der angstbebenden Mutter die frohe Kunde gebracht und ging ruhig wieder auf seinen Posten in der Mühle zurück, von Kilian und seiner Meisterschaft froh emp-

K eine Schnapsschokolade an Kinder

Am 17. März fand in Bern unter dem Vorsitz von Professor Högl, Chef der Lebensmittelkontrolle, eine vom Eidgenössischen Gesundheitsamt einberufene Sitzung wegen der likörhaltigen Schokoladen statt. Es waren Vertreter der Fabrikanten (Chocosuisse, Bäcker, Konditoren und Confiseure), des Handels (VSK. Usego, Detaillisten, Kiosk AG.) und der Eidgenössischen Ernährungskommission anwesend. Trotzdem es unmöglich ist, schwarz auf weiss zu beweisen, wie schädlich die likörhaltige Schokolade für die Kinder ist, da der direkte Schaden wohl weniger schwerwiegend ist als der indirekte, das heisst die Gewöhnung des Kindes an den Geschmack des Likörs und die damit verbundene Vorstellung von etwas Gutem, waren sich alle Anwesenden darüber einig, dass likörhaltige Schokoladefläschchen, Champagnerzapfen und ähnliche Waren nicht an Kinder abgegeben werden sollen. Für uns Frauen ist es interessant, zu vernehmen, dass die Vertreter der Fabrikanten das Geschäft mit den Schokoladefläschchen als uninteressant bezeichneten. Es sei eine rechte Saisonangelegenheit. Auf Weihnachten werden sie verlangt, aber während der warmen Jahreszeit seien sie nicht zu verkaufen. Pralinéschachteln à 5 bis 10 Franken seien viel interessanter. Es sei aber möglich, dass einige kleine Fabrikanten, die sonst neben der grossen Schokoladeindustrie nicht bestehen können, mit dem Verkauf dieser Fläschchen ihr gutes Geschäft machen. Wie gross der Gesamtausstoss an diesen Waren ist, konnte nicht angegeben werden. Geschätzte Zahlen differierten sehr stark. Es wurde beschlossen, auf freiwilliger Basis folgende vier Punkte zu verwirklichen:

1. Die Fabrikanten stellen nur so grosse Packungen von likörhaltigen Schokoladen her, dass sie über die normale Kaufkraft der Kinder gehen. Auf den Packungen wird aufgedruckt: «Nicht an Kinder abzugeben».
2. Der Handel verkauft diese Packungen ganz und öffnet sie nicht zum Zweck des stückweisen Verkaufes.
3. An Kinder werden keine alkoholhaltigen Schokoladen abgegeben.
4. Eine kleine Tafel mit der Aufschrift «Wir geben an Kinder keine alkoholhaltigen Schokoladen ab» oder einem ähnlichen Text soll in den Geschäften ausgehängt oder aufgestellt werden.

Es wurde noch darauf aufmerksam gemacht, dass es uneinsichtige Eltern gebe, die eine Verkäuferin «ansingen», wenn sie dem Kind keine likörhaltige Schokolade gebe und die dann die verlangte Schokolade selber kaufen und sie ruhig den Kindern verteilen. Die Anwesenden zeigten alle Einsicht und guten Willen, erwarten nun aber auch, dass ungerechtfertigte Anschuldigungen unterlassen werden.

Unsere Arbeit muss weiter darin bestehen, Eltern, Lehrer und Kinder aufzuklären und ganz konsequent nur in den Geschäften einzukaufen, bei denen die geplante Tafel (siehe Punkt 4) aufgestellt wird. Geschäftsinhaber, die sich nicht an die aufgeführten Punkte halten, sind aufzuklären und bei Uneinsichtigkeit ihrem Verband anzuzeigen oder den Behörden zur Kenntnis zu bringen.

Es wäre höchst erfreulich, wenn die leidige Angelegenheit der likörhaltigen Schokoladen mit gutem Willen hüben und drüben auf freiwilliger Basis endlich erledigt werden könnte zum Wohle unserer Kinder.

K.-O.

Die letzte «Klopstock»

Am 14. März sind 150 Jahre vergangen, seit in Hamburg der Dichter des «Messias», Friedrich Gottlieb Klopstock, der erste deutsche Klassiker, gestorben ist. Da fällt mir wieder die gute Margarete Klopstock ein, die ich so manches Jahr gekannt habe, und die in gerader Linie von dem Berühmten abstammte. Sie war eine österreichische Israelitin, deren übrige Verwandte in Pressburg und Budapest lebten. Ihr Grossvater war seinerzeit zum Judentum übergetreten, als er sich zu vermählen gedachte, und hatte, dem Wunsche seiner jüdischen Gattin entsprechend, auch seinen Sohn, den Vater von «Fräulein Klopstock», im Glauben ihrer Väter aufwachsen lassen. Die Bilder der Ahnen, auch von der mütterlichen Seite her, hingen in dem hübsch gehaltenen Besuchszimmer, wo die sich den Fünfzigern nähernde Dame oft an ihrem Flügel klassische Weisen zum besten gab. Sie war eine vielgereiste, wohlunterrichtete Frau, die seit langem als Sekretärin eines grossen Rechtsanwaltsbüros der inneren Wienerstadt ihren Lebensunterhalt verdiente, nachdem das Vermögen der Familie in der Inflation nach dem Ersten Weltkrieg in alle Winde verflogen war. Ich habe ihre Mutter nicht mehr gekannt, von der nicht nur sie, sondern auch ihre Hausangestellte, die immer muntere Leopoldine, mir ausführlich erzählte. Frau Flora Klopstock hatte einen schönen Lebensabend verbringen dürfen, und ihr einziger Kummer war gewesen, ihre Tochter allein in der Welt zurückzulassen. Aber Margarete wusste sich mit sovielen Menschen in gutem Einverständnis, das sie sich niemals einsam fühlte, und dies um so weniger, als sie in der Musik eine Trösterin in unerfreulichen Zeiten besass. Diese überfielen sie gerade in einem Moment, wo sie sich vollkommen gesichert für die Zukunft glaubte. Es begann damit, dass ihr Arbeitgeber sie nach jahrzehntelanger Tätigkeit mit einer Abfindungssumme entliess, und da einige Jahre zu der Rente fehlten, auf die sie nach einer gewissen Berufszeit Anspruch machen durfte, hiess es, bis dahin auf andere Weise durchzuhalten. Immer war sie mit dem Magen nicht in Ordnung gewesen, aber der Vertrauensarzt der Versicherung erklärte sie für gesund, und so musste sie auf ihre Ersparnisse zurückgreifen, um sich bis zu jenem noch reichlich fernen Datum über Wasser zu halten. Leopoldine verheiratete sich inzwischen, was eher günstig war, weil Margarete nun eine billigere Hilfe zu sich nahm, doch war die Veränderung in dem so lange gleichlaufenden Haushalt doch eine halbwegs betrübliche für das alternde Fräulein. — Und dann kam der 11. März 1938. Auf einmal zogen sich alle Bekannten von ihr zurück; man vermied, sie auf der Strasse zu grüssen; schliesslich wurde sie veranlasst, das neue Mädchen fortzuschicken, das nicht bei einer «Jüdin» bleiben durfte.

Ihr Geld schmolz zusammen. Vergeblich versuchte ich, ihr die Gelegenheit zu verschaffen, in die Schweiz einzureisen. Oesterreich unter der deutschen Herrschaft zu verlassen, gab es nur eine Möglichkeit, die, eine Haushaltsstelle in England anzunehmen. Und vielleicht wäre dies gelungen, hätte sich nicht infolge der Aufregung und der ganzen lebensgefährlichen Lage der Gesundheitszustand Margaretes so verschlimmert, dass sie in das einzige den Juden erlaubte Spital verbracht werden musste: dies war im September 1938. Einen Monat später wagte auf vorsichtige Weise eine gemeinsame Bekannte mir aus Wien mitzuteilen, dass «Fräulein Klopstock» an Magenkrebs gestorben sei; und ich bedauerte ihren Tod nicht, der sie vor den grässlichsten Erlebnissen schützte. Aber es betrübte mich doch von Herzen, dass ein so anständiger und nobler Mensch ein so trauriges Ende gefunden hatte, allein und verlassen und dazu noch in der Ueberzeugung, dass alles, was ihm bisher wert und teuer gewesen: die österreichische Kultur, die nahen Freunde ihres Glaubens dem Untergang geweiht waren. Sie war niemals stolz darauf gewesen, von dem ersten deutschen Klassiker abzustammen. Ihre gute Erziehung hatte sie im österreichischen Wesen verhaftet. Sie liebte einen Grillparzer und einen Hoffmannsthal, und ich zweifle, dass sie je den «Messias» gelesen hat.

Am 150. Todestage Klopstocks, der ja mit der Schweiz, mit Zürich, mit Bodmer, und durch seine Schwester auch verwandschaftlich mit der Schweiz verbunden war, denke ich wieder daran, dass seine Urenkelin nicht den rettenden Boden der Eidgenossenschaft erreichen konnte. In grauem Nebel ist «Fräulein Klopstock» dahingegangen. Es ist mir immer eine Ehrenpflicht, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass die Namen der Kulturträger eine spätere Zeit auch ihren Nachkommen gegenüber der Verantwortung nicht entbinden, ihnen in «irgendeiner» Form zu danken.

Eric Munk

Mit dem auswechselbaren

Suber Geschirrwascher

waschen Sie das Geschirr in kochendheissem Wasser unter Schonung Ihrer Hände schneller und sauberer. Das Geschirr trocknet von selbst. Verschiedene Grössen für Privathaushalt, Betriebe wie auch für Rahm- und Joghurtfläschchen. Spezialausführungen für Radiatorenputzen, Abstauben, Tapetenwischen und Bodenflaumen sind ebenfalls erhältlich. Verlangen Sie im Haushaltungsgeschäft ausdrücklich Marke «SUBER».

Bund schweizerischer Frauenvereine

52. Delegiertenversammlung in der Aula der Universität Lausanne

Samstag, den 25. April 1953, 14 Uhr

Traktanden:

1 Protokoll der 51. Delegiertenversammlung vom 4. Mai 1952
2 Aufnahme neuer Mitglieder
3 Jahresbericht 1952
4 Jahresrechnung 1952
5 Budget 1953
6 Wahlen
a) Vorstand
b) Präsidentin
c) Rechnungsrevisorinnen
7 Beteiligungen des BSF an eidgenössischen Aktionskomitees
8 Fragestunde
9 Diverses

20.30 Uhr:

Unterhaltungsabend mit kleinem Imbiss

Einladung des Cartel vaudois des associations féminines, Musée cantonal des Beaux-Arts

Sonntag, 26. April 10.00 Uhr:

Oeffentliche Versammlung

Aula der Universität Place Riponne

Begrüssung Frau G. Haemmerli-Schindler, Präsidentin

«Das Radio, die Welt der unsichtbaren Wellen»
Le Public et la Radiodiffusion

M. Ch. Gilliéron, président de la Société romande de Radiodiffusion, Privat-Docent à l'Université de Lausanne

Der schweiz. Kurzwellendienst, seine Aufgabe und sein Echo

Herr P. Borsinger, Direktor des schweiz. Kurzwellendienstes

Aus der Tätigkeit unserer Radio-Mitarbeiterinnen

Frau E. Thommen, Radio Zürich
Frl. Dr. Trudi Greiner, Radio Bern
Sig. Iva Cantoreggi, Radio Lugano
Mlle Denise Kreis, Radio Genève
Anschliessend Diskussion

13.15 Uhr:

Gemeinsames Mittagessen
Casino Montbenon

16.30 Uhr:

Empfang durch die Municipalité de Lausanne
Campagne Mon-Repos

Einladung des «Cartel vaudois des associations féminines»

Liebe Schweizer Frauen!

Das «Cartel vaudois des associations féminines» freut sich, die Delegierten des Bundes schweizerischer Frauenvereine zur

Delegiertenversammlung am 25./26. April 1953

nach Lausanne einladen zu dürfen.

Das zeitliche Zusammentreffen mit der 150-Jahrfeier des Eintritts des Kantons Waadt in die Eidgenossenschaft, die wir am 14. April begehen werden, erhöht noch das Zusammengehörigkeitsgefühl, das uns Waadtländerinnen mit den Frauen aller Kantone verbindet.

Um Ihnen nach den Stunden konzentrierter Arbeit am Samstagnachmittag und Sonntagvormittag die nötige Entspannung zu bieten, haben wir ein kleines Programm festlicher Veranstaltungen geplant und wie folgt festgelegt:

Am Samstagabend wird im «Musée cantonal des Beaux-Arts» ein festlicher Empfang stattfinden, mit kleinem Konzert, Erfrischungen und Besichtigung der Ausstelung waadtländischer Maler der vergangenen Jahrhunderte bis zur Gegenwart.

Das Bankett am Sonntagmittag findet im «Casino de Montbenon» statt, von wo Sie eine wunderbare Aussicht auf den Genfersee geniessen können.

Zum Abschluss unserer Tagung erweist uns sodann die «Municipalité de la Ville de Lausanne» die grosse Ehre, uns in den Räumen ihres Landhauses «Mon-Repos», einer Stätte reizvollster Erinnerungen, zu empfangen.

Wir hoffen, dass Sie in grosser Zahl unserer Einladung Folge leisten und von dem kurzen Aufenthalt bei uns viel Freude und Anregung haben werden.

Für das
«Cartel vaudois des associations féminines»
Die Präsidentin:
Simone Jaccottet-Dubois

Eine Frauenbibliothek

(Eing.) Alles, was eine Stimme hat, kann sich Gehör verschaffen. Was sollen aber stumme Bücher tun, wenn sie aus ihrem verborgenen Dasein heraustreten möchten? Sie müssen immer wieder in Erinnerung gebracht werden. Deshalb möchte die Zürcher Frauenzentrale einmal mehr auf ihre Bibliothek hinweisen, in der sie Bücher und Schriften zur Frauenbewegung in einem weiteren Sinne angelegt hat und weitergeben möchte: Frauenbewegung, die sich nicht allein in Frauenrechten ausdrückt, sondern ebenso sehr und noch eindringlicher im Beitrag der Frau im Bereich von Geschichte und Kultur, von Arbeit und Beruf, zu allen Zeiten und vor allem aus ihrem Wesen als Frau heraus.

Die Bibliothek der Frauenzentrale enthält neben erprobten Standardwerken auch Neuerscheinungen der Literatur über Frauenfragen, Frauenart, Frauenprobleme und ausserdem in grosser Zahl Frauenbiographien und Frauenzeitschriften. Einige Neuerscheinungen der letzten Jahre:

Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht
Esther Harding: Frauenmysterien einst und jetzt
Marianne Leibl: Eine Frau über Frauen
Theodor Bovet: Die Ehe
Elsa Steinmann: Eheschwierigkeiten von der Frau aus gesehen
Lou Andreas-Salomé: Lebensrückblick
Marie Baum: Leuchtende Spur. Das Leben Ricarda Huchs
Käthe Kollwitz: Tagebuchblätter und Briefe
Mary Lavater-Sloman: Einsamkeit, Annette von Droste-Hülshoff

Wer sich für diese spezielle Fundgrube am Schanzengraben 29 in Zürich interessiert, dem steht sie während der Bürostunden offen, und auswärtigen Lesern wird auf Wunsch umgehend ein Bücherkatalog zur Einsicht zugesandt. Sie ist stolz, eine kleine, aber lebendige Sonderbibliothek zu sein!

Fünf Schuhfabriken

die zu den ältesten der Schweiz gehören, nämlich die Elgg AG. in Elgg, Strub, Glutz & Co. AG. in Olten, Walder & Co. AG. in Brüttisellen, Henke & Co. AG. in Stein am Rhein und Fretz & Co. AG. in Aarau, haben sich zum Ring der Spezial-Schuhfabriken zusammengeschlossen und gewährleisten mit ihrer Produktion ein umfassendes, qualitativ hochstehendes und preislich erschwingliches Schuhmodeprogramm. Die von den fünf Betrieben erzeugten Modelle sind in guten Detailgeschäften zu finden. Sie zeichnen sich durch gediegene Linienführung aus, die jeder übertriebenen Modetendenz abhold und doch modisch gerecht ist. Die Damenschuhe, die für diesen Frühling und Sommer bestimmt sind, gefallen durch ihre leichte, luftige Form und die hübsche Farbgebung. Neben den

---

fangen, denn keines hätte den steten, fleissigen Urban missen mögen.

Auch Hans und Seppli hatten das dienstpflichtige Alter erreicht und sich stellen müssen. Hans war wegen eines Schadens am Arm, wo ihn einst ein Pferdehuf getroffen, entlassen worden, sofort wieder zu seinem Vetter nach Obermumpf zurückgekehrt, nachdem er der Mutter die erwünschte Nachricht mitgeteilt. Er schwang wieder frohgemut die Peitsche über seine geliebten Gäule und war glücklich, dem Soldatenleben entronnen zu sein. An Seppli dagegen war kein körperlicher Mangel gefunden worden. Da die Nummer, die er gezogen, ihn ohne weiteres zum Militärdienst designierte, so fing er an, sich mit dem Gedanken daran vertraut zu machen und, da er keinen andern Ausweg sah, sich mit Humor in sein Schicksal zu ergeben.

Allein, was er nie erwartet, an was er kaum hätte denken dürfen, geschah. Sein alter Vetter, dessen Hausgenosse, oder vielmehr Pflegesohn er seit Jahren gewesen, der den guten Willen und die bedeutende Arbeitskraft des jungen Burschen zu schätzen wusste und denselben völlig in sein altes wunderliches Herz geschlossen hatte, opferte einen schon lange für diesen Fall heimlich bereit gehaltenen Strumpf voll Dublonen, bezahlte einen rasch aufgetriebenen Stellvertreter und führte den überraschten Seppli im Triumph mit sich nach Hause. Dieser Beweis von der opferwilligen Liebe des Alten, an die der Junge nie recht hatte glauben können, rührte den letzteren mehr als alles bisher Empfangene, und bewog ihn, noch mehr als bisher sich Mühe zu geben, die Zufriedenheit seines Wohltäters zu erwerben. Was er früher mehr aus Klugheit und Berechnung getan, tat er jetzt aus freier, dankbarer Anhänglichkeit. Das empfand der Alte gar wohl und belohnte es dadurch, dass er vor seinem bald eintretenden Ende den Seppli zum Haupterben seines Vermögens einsetzte. Dieser, dadurch zum selbständigen, wohlhabenden Bauern geworden, rief die Mutter zu sich, welche nach der gleichzeitig eingetretenen Verheiratung ihrer beiden braven, wohlerzogenen und hübschen Töchter allein in ihrem Witwenhäuschen sass.

Sie kam und stand eine Zeitlang dem Hauswesen des Sohnes vor, nachdem dieser eine junge Frau heimgeführt, die auf ihr Vermögen pochend, sich nicht mit der Schwiegermutter auf den richtigen Fuss zu stellen vermochte, kehrte letztere wieder in ihr Häuschen zurück und hauste nun allein auf ihrem kleinen Besitztum. Alltäglich besuchte sie Urban, nun Meistergesell in der ehemalig väterlichen Mühle, der sie mit seinen Plänen zur Erreichung eines eigenen Geschäftes, wo er dann die der Mutter gemachten Gelöbnisse einlösen wollte, unterhielt.

Auch Kilian kehrte bei seinen täglichen Fahrten durchs Dorf häufig bei ihr ein und brachte ihr immer die alte Treue und den gewohnten Respekt entgegen, was der einsamen Frau unendlich wohl tat. Mit ihm konnte sie von den alten, schönen Zeiten plaudern und er verstand es, mit seinen Erzählungen und Erinnerungen ihr manche wehmütig frohe Stunde zu bereiten.

Der liebste Gast aber, der allsonntäglich ins Häuschen trat, war ihr Domini, nun ein wohlgewachsener Jüngling, dessen Anblick die Mutter so sehr an den Vater erinnerte, als er noch jung gewesen, dass sie ihn mit einem, aus Lust und Schmerz gemischten Gefühl zu betrachten nie müde wurde.

Während des letzten Jahres hatte Domini reiten gelernt und kam jetzt regelmässig am Sonntagabend auf des Vaters Schimmel, der, wohlgepflegt, noch immer seinen Dienst tat. Freudig wieherte der alte Bursche jedesmal, wenn er seinen jungen Herrn an das Häuschen herunter trug und die wohlbekannte Gestalt der alten Meisterin unter die Türe trat. Dankbar beschnupperte er ihr Gesicht und Hände, aus der er das gewohnte Stück Brot in Empfang nahm. Im kleinen Stall war auch immer sein Mässchen Hafer für ihn bereit, die Ziegen drückten sich vor dem stattlichen Gefährten scheu in die Ecke.

Eines Sonntagabends kam Domini früher als sonst ans Häuschen geritten, als die Mutter eben von ihrem Gang zu des Vaters Grab heimkehrte. Nachdem er seinen Gaul in den Stall geführt und versorgt hatte, trat er zu ihr, die erwartungsvoll im Lehnstuhl sass, mit banger Sorge zu ihm aufblickend, denn sie ahnte, dass eine lang gefürchtete Nachricht ihr nun mitgeteilt würde.

Wie sie gedacht, berichtete Domini, dass er einberufen worden, eine hohe Nummer gezogen habe und also Soldat werden müsse. Stumm sass die Mutter da und sah mit angsterfüllten Augen ins Weite, wo sie den Liebling im Geiste schon tot oder verstümmelt auf dem Schlachtfeld sah. Er fasste ihre zitternde Hand, schaute in ihr blasses Gesicht und erinnerte sie daran, wie er von Kindheit auf den unbezwinglichen Drang in sich gefühlt, Soldat zu werden, wie er es damals dem Kaiser selbst gesagt, und wie er überzeugt sei, dass auch der Vater nichts dawider hätte, wenn er noch lebte.

«Glaubt es doch, liebe, liebe Mutter», sprach er weiter, «dass nicht alle Kugeln treffen, schon mancher ist aus vielen Schlachten wieder heil und gesund heim gekommen. Ich kann mir nichts Schöneres denken, als ein braver, tapferer Soldat zu sein, für das Vaterland und den Kaiser zu fechten, und muss es gestorben sein, so ist ja ein ehrlicher Soldatentod ein schöneres Sterben, als daheim im Bett. Bei Tag sind meine Gedanken, bei Nacht meine Träume immer voll Kampf und Sieg, und schon oft hat mich der Vetter wach gerufen, wenn ich im Traume «Viktoria» schrie. Mutter, Mutter, ich kann nicht daheim bleiben, wenn die andern ins Feld ziehen, ich müsste verderben, gebt mir Euren Segen, dann kann es mir gewiss nicht schlimm gehen!» Mit diesen Worten kniete der Jüngling vor der Mutter nieder, umfasste sie mit beiden Armen und barg den blonden Krauskopf in ihrem Schoss. Sie legte beide Hände auf das Haupt des Geliebten und ihren bebenden Lippen entströmte aus der Tiefe des Mutterherzens ein Gebet um Glück und Segen für ihn, der ihr der Teuerste war. Noch lange sprachen sie miteinander, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft flossen in diesen schmerzlich süssen Abschiedsstunden in eins zusammen, und von der freudigen Zuversicht des Jünglings mitgerissen, sah die Mutter über all dem bangen Ungewissen doch wieder den tröstlichen Stern der Hoffnung erglänzen.

Bald waren auch Urban und Kilian zur Stelle und mit allen seinen Lieben besuchte Domini noch einmal die Stätten seiner fröhlichen Kindheit, stand dann auf der Brücke vor der Mühle still und rückwärtsschauend, prägte er sich das Bild des geliebten Vaterhauses tief in die Seele. So wenig er sonst zu trübsinnigem Grübeln und finstern Vorstellungen geneigt war, so ging doch in diesem Augenblick ein Schauer durch seine Seele, wie er ihn nie empfunden, und eine Träne drängte sich in sein Auge bei dem Gedanken, dass er vielleicht zum letzten Male die traute Wiege seiner Kindheit gesehen.

Bald waren die letzten Abschiedsbesuche gemacht und Domini verlebte den letzten Abend seines Daheimseins still bei der Mutter im trauten Stübchen, besuchte dann am andern Morgen mit ihr des Vaters Grab und gelobte im tiefsten Herzen, immer allezeit des Heimgegangenen würdig zu bleiben. Und endlich, nach einem letzten Abschied bestieg er seinen Schimmel und trabte davon, einer ungewissen Zukunft entgegen, indes daheim die Mutter in heissem Gebete den scheidenden Liebling dem Schutze des Himmels empfahl. — —

Psychologie in Frage und Antwort

Anmerkung der Redaktion: Wir haben im Sinn, von Zeit zu Zeit eine «Psychologische Ecke» einzuschalten, in welcher eine bekannte Psychologin über Lebensfragen und -konflikte schreiben und wertvolle psychologische Neuerscheinungen besprechen wird.

«Mein Mann, der als Rechtsanwalt viel mit Frauen zusammenkommt, ist mir — ich musste es vor Jahren schon entdecken — nicht treu. Damals habe ich ihn zur Rede gestellt. Er leugnete nicht direkt seine Seitensprünge ab, doch stellte er sie als Bagatelle hin, unwichtig, mehr aus «Geschäftsinteressen» entstanden als aus Neigung, und fand mich kleinlich, darüber unglücklich zu sein. Ich versuchte ihn zu verstehen, aber es gelang mir nicht immer. Seither leide ich daran, kein Vertrauen mehr in meinen Mann haben zu können und mich gleichzeitig als minderwertig zu betrachten. Aussprachen, wie ich sie gelegentlich versucht habe und wohl noch versuchen werde, nützen nichts, als dass sie die Misstimmung zwischen uns vergrössern. Dazu kommt ein gewisser Neid auf meinen Mann. Unser einziger Sohn hängt ihm nämlich sehr an, bewundert ihn masslos und glaubt, den besten Vater der Welt zu haben. Er wird 20 Jahre alt und ich wundere mich manchmal, dass er so verblendet ist. So gräme ich mich doppelt, und je mehr ich mich gräme, desto mehr, so fühle ich, verliere ich an Boden bei den beiden Männern. Wie müsste ich mich wohl verhalten, um die Lage mit grösserem Gleichmut ertragen zu können?»

Das grosse Klagelied vieler Frauen! Dadurch, dass die Frau im allgemeinen sich von vielen Hemmungen, Vorurteilen und Bedenken befreit hat, werden das junge Mädchen, die alleinstehende Frau natürlich eine Gefahr für den ruhigen Bestand mancher Ehe. Der Mann spürt ihre Bereitschaft, «auch etwas zu erleben», und ist er schwach oder unbefriedigt, geschieht es leicht, dass er hier oder dort einem Begehren nachgibt oder auch selbst die Initiative ergreift. Die ungeheuren Zahlen der Ehescheidungen geben ein deutliches Bild von diesen weitverbreiteten Zuständen. Erotische Freundschaften, oder wie auch solche Verhältnisse genannt werden sollen, werden heute so leichtfertig geschlossen — und auch aufgelöst —, dass man geneigt wäre, einfach von schlechten Manieren zu sprechen, wenn es sich nicht um eine so wichtige Institution, wie die Ehe es ist, handelte. Der oft gespendete Trost, wir lebten eben in einer polygamen Zeit, und nicht in einer monogamen, und man habe sich damit abzufinden; die Monogamie sei übrigens je nur ein Ideal gewesen, nie völlig erreicht, kann der einzelnen Frau, die eben an der Unvollkommenheit ihrer Ehe bitter leidet, nicht helfen. Gewiss soll sie nicht einfach den Stab brechen über den Gefährten und sich selbst für viel besser halten, weil nicht sie die Ungetreue ist. Es braucht stets zwei zur Untreue. Wie manche Frau trägt selbst die Schuld für die Gleichgültigkeit ihres Gatten ihr gegenüber, denn sie ist zuerst gleichgültig geworden, hat sich von ihm abgewandt, den Kindern zu, oder im Haushalt aufgehend, jedenfalls sich innerlich «zur Ruhe setzend», im landläufigen Missverständnis, verheiratet-sein bedeute, nicht nur äussere Sicherung des Lebens, sondern auch innere, Gefühlssicherung. Solche Frauen wettern dann schrecklich, wenn sie entdecken müssen, dass ihr Mann, der bei ihnen zu kurz gekommen ist, sich anderweitig zu verschaffen suchte, was er bei seiner Frau nicht fand. Es ist manchmal nur ein wenig Nettigkeit, Aufmerksamkeit, Geduld, ihm zuzuhören, oft auch Zärtlichkeit, die so viele Frauen bei uns nicht einmal für ihre Kinder aufbringen. Einsicht in die eigenen Fehler ist nötig. Aber Sie scheinen eher zu viel «Einsicht» zu haben, zu viel Bemühen, die Ansicht Ihres Mannes zu teilen, recht zu finden. Er hat es offenbar verstanden, mit seiner Kritik, Sie seien kleinlich, Ihr Ehrgefühl zu wekken, nicht kleinlich zu sein. Das ist schön und gut. Aber Sie leiden eben doch unter dem Misstand in Ihrer Ehe, auch wenn Sie es gelernt haben, Ihre Gefühle äusserlich zu meistern. Es wäre Ihnen zu raten, weniger herunterzuschlucken, um es dem Mann nicht zu leicht zu machen, über Sie hinweg Ihre Ehe der Gefahr auszusetzen. Dazu brauchte es klares, ruhiges Denken, Güte und einigen Mut, um dem «Herrn der Schöpfung» die eigene Ansicht vorzutragen, so dass er zuhören muss und das Gespräch nicht mit billigen Anwürfen rasch abschneiden kann. Wahrscheinlich brächten richtig geführte Aussprachen das ans Licht, was der eigentliche Grund der Entfremdung ist, und es wäre möglich, auf ehrliche Abhilfe zu sinnen. Jedenfalls fänden Sie ihr verloren gegangenes Selbstgefühl wieder und damit die Hoffnung, gegebenenfalls auch ohne Einverständnis mit Ihrem Mann, in Gelassenheit Ihren Weg gehen zu können. — Was Ihren Sohn betrifft, so wird er ja von selbst, früher oder später, auch die weniger angenehmen und schönen Seiten seines Vaters erkennen. Dass er es bis jetzt nicht getan hat, ist zum grossen Teil wohl Ihre Schuld oder Ihr Verdienst, denn sicher haben Sie alles daran gesetzt, um den Jungen vor einer Enttäuschung zu bewahren. Das Leben wird weniger vorsichtig mit ihm umgehen, das können Sie getrost abwarten.

A. V.

---

flachen Jeunesse-Modellen sind sehr elegante Nachmittagsschuhe auf hohen Stöckeln zu sehen, deren Oberteil asymmetrisch durch Riemchen aufgelockert ist. Zum Strapazieren und selbst für leichte Bergtouren wurden die rahmengenähten Trotteurs mit Gummisohlen geschaffen, während für «grosses» Bergsteigen die zwiegenähten Bergschuhe aus Gallojuchten oder Naturrindleder für die Dame wie für den Herrn kreiert wurden. Bei den Herrenschuhen dominieren die bequemen Tessies, Casuals, Loafers, Mocassins, deren Namen allein schon andeuten, wie herrlich sich diese Schlüpfschuhe fürs Weekend und die Ferien eignen. Modisch vorherrschend auch für den Herrenschuh sind Kontraste, wie schwarz-grau, braunbeige oder braun-weiss. Für den Abend ist nach wie vor schwarz das einzig Richtige.

Die der Presse kürzlich gezeigten und jetzt im Verkauf erhältlichen Modelle können sich sehen lassen, und die dank der rationellen Zusammenarbeit der Firmen gesicherten sehr vernünftigen Preise sind ein weiterer Anreiz. Da die Lederpreise eine Zeitlang stark gesunken waren, kann man dieses Frühjahr ganz allgemein bei Lederwaren erschwingliche Preise feststellen. Wie lange sich diese für den Konsumenten günstige Lage hält, ist fraglich. Für den Herbst jedenfalls rechnet man bereits wieder mit etwas höheren Schuhpreisen.

eva.

Kurse für Spetterinnen — eine vielgefragte neue Einrichtung

Vor kurzem kam die Kantonal-zürcherische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst auf die Idee, Kurse zur Ausbildung von Spetterinnen zu organisieren. Wie sehr das Bedürfnis einer solchen Einrichtung vorhanden war, zeigten die zahlreichen Anmeldungen zur Kursteilnahme, die schon bald nach der Bekanntmachung von allen Seiten her eingingen. Hier meldeten sich Frauen, die nun freiwillig oder gezwungenermassen zu einem Nebenverdienst greifen, und die daher nun das Spetten von Grund auf erlernen möchten.

Durch das Arbeitsamt wie durch private Quellen hörte die Arbeitsgemeinschaft immer wieder, wie sehr sich der Hausangestelltenmangel in den privaten Haushaltungen auswirkte. Besonders in den Nachkriegsjahren konnte eine berufstätige Hausfrau geradezu von Glück reden, wenn sie ihren Haushalt einer versierten, tüchtigen Hilfe anvertrauen konnte. Wohl kamen vermehrt Arbeitskräfte aus dem Ausland, aber die Erfahrung hat gezeigt, dass damit nicht immer gedient war. Und mit der Zeit wurde die Teuerung so stark fühlbar, dass sich manche Frau entschloss, eben zusätzlich zu ihrer Berufsarbeit den Haushalt wieder selbst zu besorgen, um so den Lohn einer Angestellten einzusparen. Ueberdies stellt sich in vielen Fällen auch die Platzfrage. Oftmals würde dringend eine Haushalthilfe benötigt, doch ist in der Wohnung kein Zimmer frei. Eine Hilfe mit Kost und Logis kommt also bei den heutigen Wohnverhältnissen mit den relativ hohen Mietzinsen vielfach auch nicht in Frage. Da bleibt also wohl nur noch die eine Lösung: eine zuverlässige Spettfrau, die nach Vereinbarung die Hausarbeiten besorgt.

Bisher fehlte es einfach an einer grundlegenden Ausbildungsstelle für Spettfrauen. Und doch überzeugte die ständige Nachfrage beim Arbeitsamt nach tüchtigen Spetterinnen, dass in dieser Hinsicht etwas getan werden müsse. In diesen neuen Kursen, die sechs Nachmittage mit je vier Stunden umfassen, werden die Teilnehmerinnen erst einmal in die allgemeinen Arbeitsbedingungen eingeführt. Sie hören über ihre Pflichten, aber auch über ihre Rechte. Und neben aller Theorie, die jedem Nachmittag vorangeht, herrscht doch die praktische Arbeit vor.

Ein Blick in einen solchen Kursnachmittag, der gleichzeitig in zwei Zürcher Schulhäusern durchgeführt wird, belehrt uns zum vorneherein, dass hier nicht einfach sinnlos geschrubbt und gefegt wird, nur damit geputzt ist. Das wurde bisher vielfach in Ermangelung besseren Wissens von vielen Spettfrauen so gehandhabt. Hier aber lernen die Frauen vor allen Dingen einmal überlegen und die Arbeit richtig einteilen. Mancher Arbeitsgang kann vereinfacht werden, wenn man weiss, was dazu eben benötigt wird. Ein Teil jedes Kursnachmittages ist deshalb auch der Materialkunde gewidmet. Gut informierte Haushaltungslehrerinnen erklären gebräuchliche und moderne Putzmittel, weisen darauf hin, wo was verwendet wird und wie am einfachsten gründlich geputzt wird. An grossen Mustern wird die Pflege eines Parkettbodens geübt. Die angehenden Spetterinnen lernen ihn richtig behandeln, sehen, welche Bodenwichse für welchen Bodenbelag gebraucht wird. Selbst das Putzen der Fenster wird hier demonstriert. Auch einfache Arbeiten wie das Geschirrwaschen verlangen sorgfältige und fachgemässe Ausführung durch die Spetterin.

Im Handumdrehen stehen nach dem gemeinsam eingenommenen «Zvieri» die Schulräume auf «dem Kopf». In einer Ecke fegen zwei der Kursteilnehmerinnen den Boden. Weitere Frauen bekommen andere Aufgaben, kehren eine Treppe oder waschen Fensterrahmen. Tüchtig wird gearbeitet, denn jede Spetterin möchte von den praktischen Uebungen so viel als möglich profitieren. Dieser erste Kurs umfasst die Gebiete Bodenpflege, die Reinigung von Fenstern und Wänden, das tägliche Instandhalten einer Wohnung, die Pflege der Teppiche und das Herausputzen der Zimmer. Dieses umfangreiche Pensum kann nur bei intensiver Mitarbeit der Kursteilnehmerinnen bewältigt werden. Das ganze Programm, ja man kann fast sagen, die ganze Idee steht noch in einem gewissen Anfangsstadium, das sich nun mit der Zeit weiter entwikkeln wird. Bereits taucht der Gedanke auf, in einem weiteren Kurs den Teilnehmerinnen Gelegenheit zu geben, Näheres über die Kleiderpflege, die Wäsche oder die Küche zu erfahren. Bereits haben sich zusätzlich zahlreiche Spetterinnen für eine weitere Teilnahme der Kurse gemeldet.

Die Arbeitsgemeinschaft kam zu der Ueberzeugung, dass es von Vorteil ist, wenn den Teilnehmerinnen nach absolviertem Kurs ein Ausweis ausgehändigt wird, der bestätigt, dass alle wesentlichen Spettarbeiten erlernt worden sind. Dies ist ein Moment, das sich mit der Zeit sicher nur positiv auswirken wird. Die Hausfrauen, die Spetterinnen beschäftigen, merken sich, dass sie nur qualifizierte Hilfen einstellen, die durch den Ausweis legitimiert sind. Mit der Zeit wird dies bestimmt zur Hebung des Spetterinnen-Berufes beitragen.

A. Z.

Kleine Rundschau

Die Neuenburger Kirche nimmt eine Theologin in ihren Dienst

E. P. D. Kürzlich wurde in La Chaux-de-Fonds die erste Theologin in den Dienst der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Neuenburg genommen. Die letzte, im November zusammengetretene Synode in Le Locle hatte die gesetzlichen Voraussetzungen zu diesem Schritt geschaffen. Auf Vorschlag des Synodalrates hat nun die grosse Gemeinde Montagnes in La Chaux-de-Fonds, Melle Antoinette Lozeron aus Auvernier, die an der Freien Fakultät in Lausanne studiert hat, in ihren Dienst genommen.

Veranstaltungen

Bern: Schweiz. Lyceumclub, Theaterplatz 7, 2. Stock. Freitag, 24. April, 16.30 Uhr: Vortrag von Frau Lili Oesch: «Josef Viktor Widmann und seine Zeit». Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Bern: Stimmrechtsverein. Oeffentlicher Vortrags- und Diskussionsabend. Donnerstag, den 23. April 1953, 20 Uhr, im grossen Saal der «Pergola», Belpstrasse. Was bringt uns das Milchstatut? 1. Referat: Das Milchstatut zwischen Produzent und Konsument. Von Herrn W. Sollberger, Geschäftsführer des Zentralverbandes Schweizerischer Milchproduzenten. 2. Referat: Was bedeutet die Milch für unsere Volksgesundheit? Von Fräulein Dr. med. Susy Roos, Aerztin, Bern. Aussprache. Zu dieser sehr aktuellen und interessanten Veranstaltung möchten wir unsere Mitglieder und einen weiteren Kreis von Frauen und Männern herzlich einladen und wir hoffen auf zahlreiches Erscheinen.

Frauenfeld: Thurgauischer Verband für staatsbürgerliche Frauenarbeit. Dienstag, den 28. April, 20 Uhr, im Volkshaus Helvetia. Mitgliederabend. Das Leben von Josephine Butler, dargestellt von zwei Teilnehmerinnen.

Radiosendungen

Vom 19. bis 25. April 1953

sr. Montag, 20. April, 14 Uhr: «Notiers und probiers». — Dienstag, 21. April, 13.25 Uhr: «Die ersten Schultage», kleine Betrachtung. — Mittwoch, 22. April, 14 Uhr: «Hat das Kind in unserer Welt noch Platz?», eine Aussprache unter Müttern und Erzieherinnen. — Donnerstag, 23. April, 14 Uhr: Dr. Martha Bieder: «Erziehungstendenzen in amerikanischen Schulen». — Freitag, 24. April, 14 Uhr: «Die halbe Stunde der Frau»: 1. Berthe Grossbard: «Als Frau bei den Vereinten Nationen». 2. Salomé Kestenholz: «Dichterinnen der Liebe — Frauen der Renaissance». 21.35 Uhr: «Aus unseren Frauenhalbstunden»: 1. Tina Keller: «Der Mutterkomplex», aus dem Zyklus «Psychologisches für den Alltag». 2. «Praktikantinnen erzählen von ihrer Arbeit in Bergbauernfamilien». — Samstag, 25. April, 18.30 Uhr: Schule und Haus: «Bubichöpf und Zöpf», von Werner Schmid.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18 Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87 Tel. 28 20 58

Grosse Auswahl aparter
Stoffe
für Vorhänge und Polstermöbel
Eigenes Atelier
gute Bettwaren
G. Luginbühl Tel. 32 78 26
Rämistrasse 38, ZÜRICH 7, beim Pfauen

Dreimal täglich Amantin!
Diese Regel gilt für ihn
und für sie sowie nicht minder
auch für uns und unsere Kinder.
Amantin
Die grüne Zahnpaste
mit der dreifachen Wirkung
HAMOL A.G. ZÜRICH

KAFFEE TEE SCHOKOLADE
WIDMER + TRÜMPY
STORCHENGASSE 8 ZÜRICH 1
grosse Auswahl in Biscuits
Packungen in jeder Grösse

Bieri-Möbel
seit 1912 gediegen, preiswert
Fabrik in RUBIGEN b/Bern
Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Hotzli
die beliebten
Spezial-
Eierteigwaren
PAUL HOTZ TEIGWARENFABRIK A.G. WILA

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Ein Abonnement
auf das
Schweiz. Frauenblatt
als Geschenk
bereitet Freude

Grossreklame, hohe Zinsen, Vertreterspesen, Kataloge etc. fallen bei uns weg. Dadurch können wir billiger verkaufen oder bessere Möbel liefern.
Der neue Riesenkombi
Nussbaum bombiert, 240 cm breit, extra tief, mit 3 Schubladen, ist ein neuer Beweis. Er kostet
nur Fr. 770.– gegen Kassa
Alleinverkauf für Zürich
Kombi-Rohner
(Albisriederstrasse 3)
das bekannte Spezialhaus für Kombi u. Polstermöbel ist doch vorteilhafter.
Telephon 52 05 05.

SCHAFFHAUSER WOLLE

GIGER TEE
In der viereckigen Büchse.
Die Schutzmarke garantiert für Qualität!
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel. 031 2 27 35